

Das Schicksal eines Amerika-Bündners : Auswandererbriefe 1859-1863

Autor(en): **Simonett, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **18 (1976)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Schicksal eines Amerika-Bündners

Auswandererbriefe 1859—1863

Mitgeteilt von Jürg Simonett

Die hier wiedergegebenen Briefe waren an meine verwitwete Ur-Urgroßmutter, Frau Christine Gondini (1807—1888), und an ihr einziges Kind, Maria Gondini, später verheiratete Simonett (1844—1916), gerichtet. Frau Gondini zog 1857 mit ihrer Tochter der Schule wegen von Zillis nach Chur, wo sie am Martinsplatz wohnten. 1861 ging Maria für zwei Jahre nach Montmirail ins Institut.

In Zillis war seit 1857 der ledige Johann Jakob Leonhardi Pächter des landwirtschaftlichen Betriebes. Er stammte aus einer alten Pfarrerfamilie. Sein Vater war Johann Martin Leonhardi von Filisur (geb. 1775, gest. 1854 in Donath), Prediger im Kanton Glarus und später in Graubünden und dreimal verheiratet. Johann Jakob entsprang 1814 der zweiten Ehe, die der Vater als Pfarrer in Betchwanden mit Regula Wild schloß.

1859 verreiste er mit seinem Bruder Johannes und dessen Familie aus uns unbekanntem Gründen nach Amerika. Wir kennen den Bildungsgang dieses intelligenten und an allem interessierten Mannes nicht. Fest steht in jedem Falle, daß es ihm sehr schwer fiel, sich in Amerika zu assimilieren. Sein für einen Auswanderer schon fortgeschrittenes Alter und ein etwas übertriebener Stolz scheinen ihm dabei hinderlich gewesen zu sein.

Sein letzter Brief aus Amerika nach Chur datiert vom 27. Januar 1863. Sein späteres Schicksal ist unbekannt.

Frelton near Hamilton 10. Mai 1859
County Wantworth
Canada West, Nordamerika

(. . .) Endlich am Ziel meiner langen und beschwerlichen Reise, will ich meine Pflicht erfüllen und Euch, meine teuersten Freundinnen, meine glückliche Ankunft hier melden. Nach beinahe zweitägigem Aufenthalt in Basel reiste ich am 23. März abends vier Uhr von Basel ab und kam morgens sechs Uhr in Paris an, wo wir uns wieder einen ganzen Tag aufhalten mußten. In Paris nahm ich mit einigen von der Gesellschaft einen Führer, welcher uns etwa zwei Stunden herumführen und so etwas von dem Sehenswertesten zeigen sollte. Ich gestehe offen, daß ich mir Paris immer als sehr großartig vorgestellt habe, aber so großartig wollte ich Paris doch nicht sehen. Nachdem wir uns einen ganzen Tag hier aufgehalten hatten, wo wir am schlechtesten auf der ganzen Reise logierten, reisten wir abends zehn Uhr, den 24. März, ab und kamen am 25. morgens bei Tagesanbruch in Havre an. Von da kann ich Euch nicht viel bemerken, da es eine nicht bedeutende Stadt bleibt, bedeutend nur wegen ihrem Handel und Meerhafen. Hier hielten wir uns 2¹/₂ Tage auf, bis unser Schiffsegel fertig war und die Passagiere ihren Proviant auf dem Schiff hatten. Hier mußten wir auch Stroh kaufen, denn ein jeder Passagier muß für sein Bett auf dem Schiff selbst sorgen. Unsere Landreise dauerte ohne die Aufenthalte in Paris und Basel ca.

1¼ Tag und 2 Nächte. Am 27. März nachmittags, es war an einem Sonntag, lichtete unser großes Schiff den Anker, und wir verließen abends 3 Uhr das feste Land und segelten in Gottes Namen auf die hohe See. Es war ein herrlicher Nachmittag, allein das schöne Wetter begünstigte uns nicht lange. Schon am zweiten Tag hatten wir unangenehmes, kaltes und stürmisches Wetter und am dritten Tag bedeutenden Sturm, und schon beinahe alle Passagiere waren seekrank. Da ging es an mit Jammern und Klagen, und die Leute sahen aus wie tot. Mich nahm es nicht so arg mit, erbrechen mußte ich beinahe nicht, doch war auch mir einige Tage bedeutend unwohl, und ich hatte wie viele andere keinen Appetit. Ach, wie vielmal hörte ich von vielen sagen, wenn sie gewußt hätten, daß man soviel zu leiden hätte, sie wären zu Hause geblieben.

Auch ich war unter diesen, und mein lieber Bruder war sehr mißgestimmt. Es war aber kein Wunder, denn wir hatten eine Zeitlang sehr unangenehmes und stürmisches Wetter. Die sturmgepeitschten Wellen spielten mit unserem Schiff wie wenn es ein Zündholz wäre. Das ganze Meer, so weit man sehen konnte, bestand aus lauter schäumenden Wellen, wie kleine Berge. Man sah manchmal Wellen gegen das Schiff daher kommen, daß man nicht anders glauben konnte, als daß sie das Schiff verschlingen würden. Bei solch stürmischen Tagen wiegte das Schiff die ganzen Tage und Nächte, daß man weder gehen noch stehen, weder liegen noch sitzen konnte, ohne sich an etwas festzuhalten. Wenn man sich nicht festhielt, so warf das schwankende Schiff einen mit solcher Gewalt von einer Seite auf die andere, daß man Beine und Arme brechen konnte. In der Nacht schwankte das Schiff so stark, daß ich und noch mehrere zu dem Mittel greifen mußten, uns im Bette, um nicht aus demselben geworfen zu werden, einen Strick um den Leib zu binden, und denselben an eine Tür befestigen mußten. Es gab Nächte, wo wir keinen Augenblick schlafen konnten, und am Morgen war man so müde von dem Festhalten, wie wenn man streng gearbeitet

hätte. Am meisten zu tun hatte man mit Essen, da hätte man drei Hände haben sollen: eine erste um sich festzuhalten, eine zweite um die Schüssel zu halten (denn Tische hat man keine), und eine dritte hätte man haben sollen um zu essen. Aber es ging manchmal sonderbar zu, es kam sehr oft vor, daß man mitten im Essen, wenn man nicht darauf gefaßt war und so ein Windstoß kam, mit Schüssel und Essen darin etwa unter ein Bett oder unter eine Kiste geschleudert wurde, daß das Essen auf die eine und die Schüssel auf die andere Seite flog, was dann immer allgemeines Gelächter hervorrief. Überhaupt gab es trotz unserer mißlichen Lage dennoch viel zu lachen. Bald warf es Wellen aufs Verdeck und bespritzte diejenigen, welche gerade das Malheur hatten, an den Orten zu stehen, wo die Wellen hinein kamen, derart, daß sie ganz naß wurden. Bald warf es einen auf diese, bald einen anderen auf jene Seite, bald kam wieder jemand aus der Küche, mit einer Pfanne oder einem Kessel voll Essen. Auch solche verschonte es nicht und warf sie mit Pfanne oder Kessel samt Essen in eine Ecke, die Pfanne auf die eine und das Essen auf eine andere. Die großen schweren Kisten mußten auf dem Schiffe fest angebunden werden, sonst warf es sie herum wie ein Zündhölzli. Solche stürmische Tage und Nächte hatten wir sehr viele. Wirkliche Stürme hatten wir fünf, wovon zwei sehr gefährlich waren.

Der gefährlichste war der letzte am Dienstag vor Ostern in der Nacht. Er dauerte 14 Stunden, und unser Kapitän, ein Mann, der zwischen 30 und 40 Jahren auf der See ist, sagte uns, er habe in all diesen Jahren nur zwei so gefährliche Stürme gehabt, da könnt Ihr nun denken, daß es gefährlich genug war. Sehr erleichterte unsere beschwerliche Meerreise uns der Kapitän, er war ein ausgezeichneter, guter, liebevoller Mann. Beim stürmischem Wetter in der Nacht hörte man ihn oft auf dem Verdeck. Und wenn der Wind sich ein wenig änderte, mußten schon alle Matrosen in Bereitschaft, um die Segel zu ändern. Am 34. Tage, am Morgen, als wir aufstanden, glaubte man Land zu sehen, doch konnte man es noch

nicht deutlich erkennen, so allmählich aber kamen wir zur Gewißheit, daß es Land sei, und daß wir bald vom Schiff gehen könnten. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was für eine Freude unter uns Passagieren war. Ein Rufen Land! Land! Ein Jauchzen und Singen, und alle waren munter und fröhlich. Wir sahen aber am ganzen Tag noch wenig von Land, denn erst am Abend um zwölf Uhr, es war am Samstag nach Ostern, wurden die Anker geworfen. Am Sonntagmorgen, als wir aufstanden, sahen wir dann Land genug, denn wir waren von zwei Seiten von einer herrlichen Gegend mit sehr schönen Landhäusern umgeben, etwa eine Stunde von Neu-York. Erst am Montag konnten wir bis nach Neu-York fahren und dann dort unserm Schiff Lebewohl sagen. Während unserer Meerreise sind zwei schwarze Matrosen gestorben. Diese wurden in eine weiße wollene Decke eingenäht, dann auf ein Brett aufs Schiffsbord gelegt, es versammelten sich alle Passagiere, und dann hielt der Kapitän eine kurze englische Rede. Sobald diese beendet war, wurde dem Toten ein schwarzer Sack Sand an die Füße gehängt, und dann wurde dieser ins Meer versenkt.

Trotz unseren Stürmen und den mißlichen Ereignissen waren wir auf unserem Schiff noch sehr glücklich, denn in Neu-York vernahmen wir, daß Schiffe, welche schon drei Wochen vor uns von Havre abgingen, noch nicht angekommen seien. Am nämlichen Abend kamen Auswanderer in das Wirtshaus, wo wir logierten, und sagten, sie seien 60 Tage auf dem Meere auch von Havre aus gewesen, also beinahe die Hälfte länger als wir, da konnten wir doch noch von Glück reden. In Neu-York kamen wir also Montag, den 2. Mai an, wo wir uns bis am Dienstagabend aufhalten mußten. Neu-York ist eine große Stadt mit 600 000 bis 700 000 Einwohnern, da geht es noch beinahe ärger zu als in Paris. Wenn man über die Straße geht, ist man nicht sicher, in welchem Augenblick man überfahren wird. Was für Schiffe man da sieht, so weit man blicken kann, lauter Schiffe wie ein großer, unübersehbarer Wald, da fliegen den ganzen Tag Dampfschiffe hin und her.

Ich habe nun nur auf einer kleinen Strecke zwölf Dampfschiffe auf einmal gezählt, und so sieht man den ganzen Tag solche hin und her fliegen wie bei uns die Schwalben. Überhaupt geht es da zu, daß der, der es nicht gesehen hat, sich gar keinen Begriff davon machen kann. Am Dienstagabend bei Anbruch der Nacht reisten wir mit einem Dampfschiff von Neu-York ab. Noch in der gleichen Nacht kamen wir auf die Eisenbahn und fuhren in sehr guten gepolsterten Wagen fürchterlich schnell nach Hamilton, einer berühmten Stadt, wo wir am Donnerstagabend sechs Uhr am 5. Mai anlangten. Dort erwartete uns unser lieber Nepot auf dem Bahnhof und hatte eine große Freude an uns und wir an ihm. Nachdem wir uns eine Zeitlang dort aufgehalten hatten und etwas Gutes gegessen hatten, setzten wir unsere Reise per Wagen fort (der Nepot hatte zwei Pferde dort), und dann, nach etwa zwei Stunden, kamen wir alle Gott sei Dank gesund und glücklich hier an. Hier gefällt es mir und allen nicht am besten, es ist eine noch ziemlich unbewohnte Gegend, wo noch beinahe alle Wälder sehr einsam sind. Unser Haus und die Säge steht mitten in einem Walde, das Holz wächst beinahe in die Küche herein. Es sind bloß 5—6 Häuser in der Nähe, bis zum nächsten Dorf sind es etwa $\frac{3}{4}$ Stunden, bis zur nächsten Stadt Hamilton $2\frac{1}{2}$ Stunden. Doch geht eine Hauptstraße hier vorbei, es kann sein, wenn man sich ein wenig gewöhnt ist, daß es mir und uns allen besser gefallen wird. Sonst wenn es nicht besser kommt, wäre ich dann noch viel lieber in Zillis. (. . .) Bis jetzt habe ich noch nichts geschafft, ich weiß nicht, was ich zuhanden nehmen will, gerade streng werde ich es hier nicht bekommen. Der Nepot hat etwas Wiesen und Äcker hier, so daß es auf dem Feld ein wenig zu tun geben wird.

Ich werde dann fort zu auf der Säge oder beim Fuhrwerk etwas zuhanden nehmen. Es geht aber alles ganz anders zu als bei uns, es ist nicht wie in der Schweiz. Man hat hier auch keine Schweizerkühe, sondern elende, miserable rote Kühe, an denen man keine Freude haben könnte, wenn man auch hundert hätte.

gerichtete Wohnung, wie wir sie bei uns in Bünden haben, gegen eine solch elende Hütte! (. . .) Es sind zwar ziemlich viele Bündner in dieser Gegend, aber eben keine frühere Bekannte von mir, und Bekanntschaft zu machen geht hier schwer, denn diese sind so verstreut, daß man einander nie sieht und also nicht miteinander bekannt werden kann. Und dann haben die Leute, wenn sie einmal eine Zeitlang hier sind, keine Schweizergattung, kennen keine biedere Schweizerfreundschaft mehr. Sie sind dann so an das hiesige Landleben gewöhnt und treiben alles nach hiesigem Brauch, und von diesem kann man nichts Gutes erwarten, denn hier kommt wahrlich nichts Gutes zu Stande, es ist in allen Teilen eine mißratene Ordnung und eine elende Einrichtung. Ich für meinen Teil will kein Amerikaner sein und komme sobald als möglich in unsere teure liebe Heimat, wo es mir viel besser als hier gefällt. Denn für viele Jahre hier zu bleiben, wäre für mich nichts, das sehe ich nun wohl ein, denn ich habe keine andere Aussicht als als Knecht arbeiten zu müssen, denn zu anderen, besseren Anstellungen fehlt mir die englische Sprache, denn hier ist die englische die Hauptsprache. (. . .) Nach langem Kampfe mit mir selbst habe ich mich nun entschlossen, noch für ein paar Monate, wenn auch ungerne, zu bleiben. Man zahlt mir für diesen Monat noch dreißig Franken und für die andern Monate auch noch so viel. So bleibe ich übers Neujahr hier und erwarte von Euch Antwort auf diesen Brief. Ich habe auch an meine Geschwister in Trins geschrieben und erwarte auch hier von ihnen Antwort. Ich werde und will mein Möglichstes tun und keine Gelegenheit, noch etwas zu verdienen, unbenutzt vorbeigehen lassen, und so hoffe ich, wenn ich einmal mit Land und Leuten besser vertraut und bekannt bin und lieber hier bin, daß es mir doch noch besser gehen werde. In die Kirche gehe ich hier, ob schon es weit ist, fleißiger als in Zillis.

Ich gehe jeden Sonntag, wir haben einen guten Prediger, und manches in seiner Predigt ist sehr erbauend. (. . .) Es gibt in der hiesigen Gegend wirklich viele Bündner, die sehr viel

Land gekauft haben und sehr große Güter besitzen. Aber sie ziehen hier von den Gütern sehr wenig Gewinn und bringen es in vielen Jahren nicht einmal soweit, daß sie sich ein ordentliches Haus bauen können. Die meisten müssen ihr Leben da in ihren elenden Hütten verbringen, die meisten leben nicht in glänzenden Umständen, sie leben in ihren Hütten wie die Schweine. Unreinlichkeit, Unordnung, Armseligkeit an Gerätschaften, Geschirr, Wäsche, Betten, überhaupt in diesem beinahe Unentbehrlichem ist in diesen zwischen Gebüsch und Gesträuch zerstreuten Hütten grenzenlos. Der ärmste Bauer in Zillis nur mit 20 Tschaveren steht dort besser als einer, der hier 200 Tschaveren hat. Er lebt dort mit seinem Wenigen bequemer und angenehmer. Ich hatte bei uns am Bauernleben große Freude und hier durchaus keine und möchte kein Bauer sein, wenn man mir ein großes Gut schenken würde. Vieh haben sie nur wenig und elendes, und schöne Wiesen sieht man gar keine. Die Hauptbeschäftigung der hiesigen Bauern besteht im Fruchtpflanzen, auf die Zucht legen sie hier keinen Wert, und so ist das Vieh auch wertlos und es ist Nebensache. Ich könnte Euch noch mehr nicht gerade Lobenswertes von hier schreiben, aber ich glaube, es ist genug, um Euch zu überzeugen, daß es hier nicht so glänzend ist, wie man manchmal bei uns in Bünden von Amerika erzählt. (. . .)

Clifton bei
Sauk City

17. März 1860

(. . .) Ich bin nun im Stande, Euch ziemlich gute Berichte von mir erteilen zu können. Ich bin heute viel heiterer, fröhlicher gestimmt, als zur selben Zeit, wo ich Euch meinen letzten Brief schrieb. Nun zur Sache, warum ich heute so gut gelaunt bin. Ich habe nun, wie ich hoffe, eine ziemlich gute Anstellung gefunden, und zwar in Neu-Glarus, bei Herrn Dr. Blumer, einem Bekannten von mir. Ich kenne ihn von Betschwanden her, er war ein paar Jahre Doktor in der Gemeinde des Kantons Glarus, wo mein lieber Vater sel. 32 Jahre

Pfarrer war. Bei diesem habe ich nun einen guten, nicht strengen Dienst gefunden. Ich habe etwas Feldarbeit zu verrichten, vier Pferde für seinen Gebrauch, zwei Kühe, Holz und andere Kleinigkeiten zu besorgen. Ich bekomme jährlich nebst freiem gutem Tisch, freier Wäsche und Flicker achtzig Dollar, das macht vierhundert Franken. (. . .) Da ich seit dem 18. Dezember vorigen Jahres hier bei meinem Bruder Johann und seinen Leuten weile, welcher im verflossenen November endlich von Canada hierher gezogen war, und den ganzen Winter wie der Bruder und seine Familie unbeschäftigt war, entschloß ich mich darum vor 4 Wochen, nach Neu-Glarus zu reisen. Es liegt 20 Stunden von hier, und ich hoffte sehr viele Bekannte und alte Freunde zu treffen, und was mir noch mehr am Herzen lag, bei den vielen Bekannten vielleicht auch einen Verdienst zu finden. Als ich dorthin kam, sah ich zu meiner größten Freude, daß mich meine Hoffnungen nicht getäuscht hatten. Ich fand da wirklich viele, viele Bekannte, Jugendfreunde, Schul- und Spielkameraden, einige in meinem Alter, mit welchen ich konfirmiert wurde. Ich wurde von allen diesen herzlich aufgenommen und sehr freundlich empfangen. Ich kam an einem Samstagabend spät dort an, am Sonntag ging ich in die Kirche, niemand von den Bekannten wußte noch etwas von mir. In der Kirche bemerkte ich ein paar Mal, daß auch mir bekannte Gesichter mich ziemlich genau betrachteten, wie wenn sie glaubten, mich erkennen zu müssen.

Doch ganz genau erkannte mich, wie ich dann erfuhr, niemand, denn niemand ahnte mich in Amerika, geschweige denn in Neu-Glarus. Nach dem Gottesdienst versammelten sich die Leute noch vor der Kirche, um miteinander ein wenig zu plaudern. Da sie weit zerstreut sind, und nicht die ganze Woche Zeit dazu haben, benutzen sie dafür den Sonntag. Hier gab ich mich zu erkennen. Da wurde ich dann von allen Seiten umringt, und viele sagten dann, sie glaubten, mich erkennen zu müssen. Ich hatte eine große Freude, in Amerika das erste Mal unter so vielen Bekannten und alten Freunden zu sein, es war ein vergnügter, fröhlicher und angeneh-

mer Tag. Ich hoffe nun, es will in Amerika auch für mich zu tagen anfangen. Ich verlebte dort schöne Tage, besuchte viele Bekannte und Freunde. Bei meinem zukünftigen Prinzipal Dr. Blumer war ich am meisten, ich bin in seiner Familie schon ganz heimisch. In dieser Gegend sind meistens Glarner, beinahe aus allen Gemeinden des Kantons, besonders viele aus der Gemeinde Betschwanden, wo ich geboren und aufgewachsen bin.

So komme ich an einen Ort, wo ich lauter Bekannte um mich herum habe. Was mir in Neu-Glarus noch ganz besonders gefällt, ist, daß eine sehr schöne Kirche mit einem Turm und einem Glöcklein da ist. (. . .) Der liebe Bruder hat hier ein großartiges Haus samt 54 (unleserlich), welche Schorsch, der Nepot, gegen sein Guthaben am Geschäft in Canada eintauschte. Sie haben hier oder in hiesiger Gegend im Sinn, eine Gaststätte zu errichten, haben sich aber zu nichts Bestimmtem entschlossen. Ich glaubte, Schorsch werde mir für einen Platz sorgen, da er hier überall gut bekannt ist. Er versprach es mir auch, allein ich hätte noch lange warten können. Seitdem ich in Neu-Glarus war, gefällt es mir in Amerika bedeutend besser, und meine fürchterliche Abneigung gegen dieses Land und Leute fängt an, sich ein wenig zu legen, besonders jetzt, da ich an einen Ort hinkomme, wo alles so ziemlich heimisch zugeht. Doch nenne ich Amerika nicht meine Heimat. Im Ganzen sind mir die Glarner viel heimischer und freundlicher entgegengekommen als die vielen Bündner, welche in dieser Gegend sind. An diese konnte ich mich in Gottes Namen nicht anschließen, sie sind so unfreundlich und ungesellig. Die Glarner haben es auch weiter gebracht, viele von ihnen stehen ziemlich gut und einige ganz gut, und die meisten von ihnen sind äußerst arm nach Amerika gezogen. Sie machen viel Käse und Schabziger und können beide zu hohen Preisen verkaufen. Künftigen Montag, den 19. des Monats, reise ich von hier ab und werde am 20. an meinem neuem Bestimmungsort anlangen und am 21. meinen neuen Dienst antreten. Im Ganzen sind jetzt und schon ein paar Jahre

hier und in ganz Amerika sehr schwere Zeiten, große Geldnot und infolgedessen sehr verdienstlose Zeiten. Die Verdienste und Löhne sind sehr gefallen, und es wird jetzt ziemlich schwer, auch nur ordentliche Arbeit zu finden. Es gibt sehr viele brotlose Leute, besonders im Winter. Die Kapitalzinsen sind hier sehr hoch, der niedrigste Zinsfuß ist 12 %, in vielen Fällen werden 25—30 % bezahlt. (. . .)

St. Louis
Missouri

10. April 1861

(. . .) Zwei Tage, nachdem ich meinen letzten Brief aus Sauk City geschrieben habe, reiste ich nach Neu Glarus und trat bei Doktor Blumer in Dienst. Ich sah aber leider nur zu bald, daß ich von ihm hintergangen war und der Dienst keineswegs war, wie er ihn mir geschildert hatte. Er hatte mir einen angenehmen und leichten Dienst versprochen, nebst einem kleinen Lohn. Ich durfte niemandem sagen, was ich bekomme, sonst wäre ich ausgelacht worden. Ich mußte, weil er gerade einen Stall bauen wollte, Steine rüsten und dann dieselben führen. Als der Maurer kam, Pflaster machen und dasselbe tragen, Wasser holen, heuen und Schweine füttern, ich sollte Knecht und Magd zugleich sein und mir alles gefallen lassen für diesen elenden Lohn. Das wollte und konnte mir nicht gefallen, und deshalb entschloß ich mich, in der Stille mich nach einem anderen Dienst umzusehen. Der Mann, dem ich handlangem mußte, hatte täglich acht Franken. Ich mußte meine anderen großartigen Arbeiten noch nebenbei verrichten und sollte, wo ich es viel strenger hatte, mit einem Franken täglich zufrieden sei. Ihr könnt Euch denken, in was für eine Stimmung mich dies versetzte. Kurz, ich entschloß mich fort zu gehen, und dazu bekam ich ein paar Tage nach meinem Entschluß die beste Gelegenheit. Ich erhielt durch einen Bekannten in Neu Glarus Bericht, daß ich etwa 5 Stunden von dort einen Platz in einer Bäcker- und Zuckerbäckerei haben könnte. Ich sagte gleich beim Doktor den mir verhaßten Dienst auf, nachdem ich ein Vierteljahr dort war, und ging nach Monro, so heißt das Städt-

chen, von dem ich Bericht bekam, und erkundigte mich nach dem Platze. Nachdem es mir dort gefiel, brachte ich die Angelegenheit mit meinem neuen Prinzipal ins Reine und trat dort 2 Tage später, es war Ende Juni, meinen neuen Dienst an. Ich wäre nun zufrieden gewesen, ich hatte einen ordentlichen Lohn, fünfzig Franken monatlich, nebst freiem Tisch und freier Wäsche, dabei einen sehr angenehmen Dienst. So fühlte ich mich ziemlich glücklich, und ich war nun sehr zufrieden, endlich einmal einen ordentlichen Dienst gefunden zu haben. Aber leider sollte auch diese Glückseligkeit nicht allzu lange dauern. Denn nachdem ich dort einen Monat war, zahlte mich mein Prinzipal mit dem Bemerkten aus, daß es ihm sehr leid tue, mich nicht länger behalten zu können. Sein Geschäft werfe ihm nicht so viel ab, daß er sich einen Gesellen halten könne (es war nämlich ein neues Geschäft), er könne es mit seiner Frau allein versehen. So war ich nun wieder ohne Dienst, ich entschloß mich nach Neu-Glarus zu gehen, wo ich nun, es war gerade in der Ernte, für einige Tage guten Verdienst fand. Gleich dort angekommen, hätte ich an drei bis vier Orte gehen können, aber nur einige Tage über die Ernte. Ich kam dann dort für 14 Tage zu sehr ordentlichen Leuten, die mich gut behandelten, und ich war sehr zufrieden, denn ich konnte dort täglich sechs Franken verdienen. Aber sobald die Ernte vorüber war, war es auch mit dem Verdienst aus.

Ich blieb noch eine geraume Zeit dort bei meinen Freunden und entschloß mich dann, da es dort keine Aussichten auf Verdienst mehr gab, wieder zu meinem Bruder zurückzukehren. Ich kam dort Mitte September an und verweilte ungefähr zwei Monate. Während dieser Zeit konnte ich bei einem Nachbarn vom Bruder ziemlich verdienen und entschloß mich dann, da auch dort für den Winter keine Aussichten vorhanden waren, hieher zu reisen, eine Reise von 900 Meilen (300 Stunden). Sicher war es eine weite Reise ohne bestimmte Aussichten, allein ich wollte nichts unversucht lassen, um meine Lage zu verbessern. Denn da ich viel von St. Louis

hörte, es ist eine der bedeutendsten und größten Handelsstädte Amerikas, es gebe da viel Verdienst, war ich bald entschlossen und machte mich ohne große Gedanken auf die Reise. Während dieser kam ich in eine Stadt, wo sich die Familie Lanicca aufhält. Hier verweilte ich zwei Tage und suchte eine Anstellung, aber leider vergebens. Ich besuchte die Familie Lanicca, welche mich sehr freundlich empfangen hat, sich aber sehr verwunderte, mich in Amerika zu sehen. Nachdem dort keine Aussichten auf Plätze waren, setzte ich meine Reise per Eisenbahn fort und kam am 24. November, es war an einem Samstagabend, hier in St. Louis an. Die ganze Reise legte ich in zwei Tagen und einer Nacht zurück, sie kostete mich 20 Dollar. Am Sonntag ging ich ein wenig spazieren, da sah ich auf einmal den Menn daher kommen. Er wollte an mir vorbei, da sagte ich: «Menn, wohin so schnell?» er schaute auf, sah mich mit großen Augen an und sagte dann: «Um Gottes Willen, woher kommst denn Du auf einmal? Dich hätte ich hier nicht erwartet.» Er sagte mir dann, er sei gerade auf dem Weg, um ein Reitpferd zu holen, in einer Stunde reise er mit einer Kompanie Kavallerie ab und ziehe in den Krieg. Ich solle in die 241. Straße gehen, dort wohnen die Brüder Cantieni von Reischen, er werde auch noch dorthin kommen, ehe er verreise. Ich ging nun und fand die vier Brüder Cantieni, welche hier eine Zuckerbäckerei haben und welche mich freundlich empfingen.

Bald darauf kam dann auch Menn mit seinem Pferd, und eine Stunde darauf sah ich ihn und einen gewissen Seeli, Nepot von Bundesstatthalter Seeli von Waltensburg, in Reih und Glied zu Pferd wegziehen. Mit dem Krieg war es aber nicht so wichtig, es waren bloß ungünstige Gerüchte wegen einer Bande in einem benachbarten Staat. Darum wurden 600 Freiwillige von hier aufgeboden um die Grenzen zu besetzen, und unter diesen Kriegern waren auch Menn und Seeli, die meisten sind aber schon lange zurück. Ein Teil mußte noch bleiben, und diese zwei sind bis jetzt noch nicht zurück. Wie ich gehört habe, hat Menn auch schon viel durchgestanden, aber auch

mit eigener Schuld. Einmal habe er und ein Sohn von Landrichter Liver eine Reise von 700 Meilen zu Fuß und ohne einen Rappen Geld in der Tasche und retour gemacht. Simon Conrad soll auch letzthin geschrieben haben, daß er und noch einige junge Bündner in Neu Orleans seien und daß sie gerne weiterreisen würden, aber es fehle ihnen an Reisegeld. Ich habe da von vielen Bündnern erzählen gehört, die hier durchgereist sind oder sich aufgehalten haben. Die meisten von ihnen waren in armseligen Umständen. Es ist in Amerika nicht alles Gold was glänzt, seit ein paar Jahren und besonders diesen Winter sind verdienstlose und schlechte Zeiten.

Ich fürchte, die guten Zeiten sind in Amerika auch vorüber, wenigstens so gut sie waren, kommen sie nicht wieder. Ich bin nun, seitdem ich hier bin, immer bei den Cantienis. Sie haben mir gleich am Anfang gesagt, ich könne zu ihnen kommen, bis ich einen Platz gefunden habe. Ich gab mir eine Zeitlang alle mögliche Mühe, fragte überall in der ganzen Stadt, wo ich glaubte, etwas Verdienst und eine Anstellung zu erhalten. Aber alle meine Bemühungen waren umsonst, ich mußte überall mit dem Bemerkten weggehen, daß die Geschäfte zu miserabel seien. Sie müßten sogar von den Angestellten, die sie hätten, noch welche entlassen. Und wenn zuweilen etwa noch ein Platz offen wurde, so waren eben, so gut wie in der Schweiz, hundert Bewerber da. Wenn dann so viele vorhanden waren, wurden immer solche vorgezogen, welche der englischen Sprache mächtig sind. Wochen und Monate vergingen, aber nur unter leeren Hoffnungen, ohne Erfolg, und weiterreisen wollte ich nicht, es wurde mir auch abgeraten, da es diesen Winter überall so schlecht sei. So blieb ich denn hier bei den Cantienis und habe ihnen geholfen, was ich nur konnte. Besonders über Weihnachten und Neujahr bin ich ihnen zugute gekommen, so daß ich mein Essen hinlänglich verdient habe. Christoph Fimian vom Joseph in Zillis traf ich auch hier, er war jetzt eine Zeitlang bei den Cantienis in Arbeit, wird aber in 10 Tagen von hier weggehen und wahrscheinlich

ein Geschäft für sich anfangen. An diesem hatte ich einen guten treuen Freund, und das kam mir auch zu Gute, sonst hätte ich einen elend langweiligen Winter gehabt, dieser machte ihn mir etwas erträglicher. Sonst ist es im Hause der Cantienis sehr langweilig, da wird wenig gesprochen, da sieht man meistens nur saure Gesichter. Den ganzen Tag in der Backstube bei der Arbeit wird nichts als das gerade Allernotwendigste, und das nur unwirsch, gesprochen. Ihr werdet Euch vorstellen, daß dort wenigstens an den langen Winterabenden unter sechs bis sieben Schamsern etwas romanisch geplaudert und etwas von der lieben Heimat erzählt wird, aber auch da nichts. Sie haben ein großartiges Geschäft an zwei Orten und bezahlen für ein Haus mit einem Laden, fünf Zimmern und Backstube und Küche und ein anderes Haus mit einem Laden und Küche und Keller 2500 Dollar (zwölftausendfünfhundert Franken). Letzten Winter haben sie sehr schlechte Geschäfte gemacht. Nach meiner Ansicht sind sie nicht die Männer zu so großartigen Geschäften, sie verstehen es nicht. Vor ein paar Tagen sagte mir der älteste von den Brüdern, Philipp, daß ich jetzt bei ihnen in Arbeit treten könne, was ich schon lange erwartet habe. Ich bin nun froh, endlich etwas verdienen zu können. Wie lange ich aber hier bleibe, ist jetzt noch unbestimmt.

Er hat mir nur für den Sommer eine untergeordnete Stelle versprochen. Ich hatte schon früher mit Fimian die Abrede getroffen, falls er seinen Plan ausführen und ein Geschäft, eine Bäcker- und Zuckerbäckerei, für sich anzufangen gedenke, werde ich bei ihm eine angenehme Stelle für's ganze Jahr bekommen. In zehn Tagen reist er von hier ab, um zu schauen, ob es ihm gefalle. Es ist in einem Städtchen, in welchem der jüngere Sohn von Polin mit einem Deutschen eine Handlung hat. Dieser hat ihm angeraten, dorthin zu kommen und für sich anzufangen. Gefällt es ihm und glaubt er, ordentliche Geschäfte machen zu können, so wird er sich gleich einrichten und anfangen und mir dann berichten. Wird nichts daraus, so bleibe ich den Sommer über hier. Wenn ich zu Fimian könnte, sähe

ich dann auch einige gute Freunde: Gartmann, die beiden Brüder Polin, die zwei Allemann von Tschappina und den Bruder von Christoph, denn diese sind dort in der Nähe herum.

In Amerika sieht es gegenwärtig und schon eine geraume Zeit sehr böß aus. Wir werden wahrscheinlich Krieg bekommen, und zwar einen Sonderbundkrieg, wie wir ihn 1847 in der Schweiz hatten. Amerika ist auch eine Republik, wie die Schweiz, und besteht aus 34 Staaten mit ungefähr 34 Millionen Einwohnern. Wie überall stehen auch hier zwei große Parteien einander gegenüber. Letztes Jahr wurde eine neue Regierung erwählt, und die Partei, die jetzt lange Jahre hindurch am Ruder war, wurde beseitigt. Infolgedessen will die besiegte Partei die neue Regierung nicht anerkennen. Einige Staaten sind nun aus dem Bund ausgetreten und haben eine eigene Regierung gewählt, und deswegen ist nun unter den Parteien eine fürchterliche Erbitterung, so daß es wahrscheinlich zum Krieg kommen wird. Doch glaube ich nicht, daß es gefährlich werden kann, denn die eine Partei ist zu klein und wird sich nicht lange halten können. Der Sonderbund wird ebenso wie in der Schweiz unterliegen müssen.

Der liebe Bruder ist nun seit dem letzten Sommer Pfarrer in einer kleinen Gemeinde, welche aus lauter Bündnern besteht. Er hat eine ordentliche Pfründe und befindet sich wohl und sehr zufrieden in seiner Lage. Sein Sohn, auf dessen Anraten und glänzende Vorspiegelung ich mich entschloß, nach Amerika zu wandern, ist jetzt seit einem Jahr mit einer Amerikanerin verheiratet und Angestellter in einer Handlung, zwei Stunden von seinen Eltern und Geschwistern entfernt.

Den armen Küfer Kraus von Thusis erwartete hier auch ein trauriges Los, als er, nun bald vor zwei Jahren bei seinem Sohne, nicht weit von hier, ankam. Er war kaum eine Stunde bei ihm, als sie beide in einem kleinen Kahn über einen Fluß setzen wollten. Der Kahn schlug um, der Junge rettete sich noch mit großer Mühe, der arme alte Mann fand seinen Tod in den Wellen. (. . .)

(. . .) Ich will Euch nun, meine lieben guten Freundinnen, so kurz als möglich, aber treu und wahr erzählen, was sich seit meinem letzten Brief von St. Louis aus zugetragen hat, wo ich mich seitdem aufgehalten habe und wie es mir ergangen ist. Wie ich Euch in meinem letzten Brief geschrieben habe, hatte ich zu dieser Zeit Arbeit, ich glaubte auch, einen ordentlichen Verdienst bei den liebenswürdigen Gebrüdern Cantieni zu bekommen. Aber weit gefehlt: In Amerika ist es üblich, daß man nur monatlich in Arbeit tritt. Als nun der älteste von den Brüdern sagte, ich könne für die Sommermonate, also für die strengste Zeit, Arbeit bei ihnen haben, fragte er mich zugleich, was für Lohn ich verlange. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich einen Monat bei ihnen schaffen wolle, da könnten sie dann sehen, was ich zu arbeiten im Stande sei, dann wollten wir den Lohn ausmachen. Mit diesem Vorschlag war er nun einverstanden. Einige Tage darauf hatte mein Freund Fimian seinen Monat beendet und kündigte seinen Dienst auf. Etwa zehn Tage nach seiner Abreise bekam ich einen Brief von ihm, worin er mir schrieb, daß ihm der Ort recht gut gefalle und er hoffen könnte, recht gute Geschäfte zu machen. Allein die Zeiten seien jetzt während des miserablen Krieges so schlecht, daß es ihm von mehreren Seiten abgeraten worden sei, etwas Neues anzufangen. Da überall, wo man hinkomme, größte Verdienstlosigkeit sei, habe er sich entschlossen, Soldat zu werden. Er werde nächster Tage mit einer Kompanie Freiwilliger, meistens Schweizer, in den Krieg ziehen. Daß mich dieser Brief nicht besonders freute und mich ziemlich beunruhigte, könnt ihr Euch leicht vorstellen. Da nun bei Fimian für einstweilen keine Aussichten waren, so war mir daran gelegen, von den Cantienis zu wissen, ob sie mich für den Sommer behalten und was für einen Lohn sie mir geben wollten. Ein paar Tage, bevor Fimian wegging, stellten sie einen anderen Arbeiter, einen Irländer, ein, einen sehr schwachen Arbeiter und auch sonst ein elendes Subjekt. Diesem bezahlten sie mo-

natlich zwanzig Dollar, und da glaubte ich, weil ich diesem in allen Stücken überlegen war, daß sie mir wenigstens auch so viel bezahlen würden. Aber sie durften mir acht Dollar pro Monat anbieten! Ich sollte auch noch den Handlanger und Waschbub machen, backen ließen sie mich nicht. Die Geschirre waschen, den Ofen putzen, und überall, wo eine schmutzige und unangenehme Arbeit zu verrichten war, sollte ich es tun. Kurz, ich sagte ihnen, daß auf diese Weise ich keinen Tag mehr bei ihnen arbeiten wolle, als bis mein Monat abgelaufen sei. Ein paar Tage nachher waren meine zwei Monate zu Ende, und sie bezahlten mir dann doch noch für diese Zeit vierundzwanzig Dollar, und somit hatte ich dort ausgedient. Diese Behandlung und noch ein paar weitere Punkte veranlaßten mich, St. Louis zu verlassen: Erstens ist es im Sommer sehr ungesund und fiebergefährlich; zweitens herrschte um diese Zeit in St. Louis und Umgebung eine sehr kriegerische und unruhige Stimmung. Man konnte nicht wissen, wie es noch gehen könnte, ob vielleicht die Stadt auf einmal überrumpelt und zusammengeschossen würde. Das alles bewog mich, St. Louis zu verlassen und wieder eine Reise von 800 Meilen zu unternehmen und hierher zu kommen. (. . .)

Es war am 6. Juni, abends 4 Uhr, als ich St. Louis auf einem Dampfer verließ. Menn, der einige Tage vorher von seinem Feldzug nach St. Louis zurück kam, begleitete mich und half mir meine Sachen auf's Dampfschiff bringen. Ich sagte Menn und St. Louis Lebewohl, und fort ging es per Dampfschiff den Mississippi aufwärts. Mein Reiseziel war Fontain City. Ich war 4 Nächte und 3 Tage auf dem Boot, hatte eine angenehme Reise, schönes Wetter. Es war eine bequemere Reise als auf dem Meer. Auf einem solchen Schiff hat man eine sehr gute Tafel, jeder Passagier sein eigenes Zimmer, überhaupt, da ist man bei Tag und Nacht so gut versorgt wie im besten Gasthof. Dazu hat man noch bisweilen die herrlichste Aussicht, man sieht viele schöne Städte und schöne Gegenden. Es ist viel angenehmer als mit der Eisenbahn.

Am 10. Juni, es war an einem Montagmorgen früh, noch kaum Tag, kam ich dann in Fontain City an. Es ist nur ein kleines Städtchen, oder bei uns ein kleines Dorf (in Amerika heißt alles Stadt, wenn auch nur 6 Häuser beisammen sind). Ich ging in ein Gasthaus und traf gleich einen Bündner von Churwalden an, der dort angestellt war. Bei diesem erkundigte ich mich, wo die Brüder Gartmann wohnen, denn zu diesen wollte ich. Er sagte mir ungefähr die Gegend, wo ich zu gehen hatte, und daß es ungefähr noch 7 Meilen von hier sei. Nachdem ich dort gefrühstückt hatte, setzte ich meine Reise zu Fuß fort, und kam dann noch am Vormittag bei den Geschwistern an. Sie empfingen mich sehr freundlich, aber waren sehr erstaunt, mich so unerwartet in Amerika zu sehen. Ich kann Euch aber sagen, mein Erstaunen war groß, sie nicht in besten Umständen anzutreffen, denn ich stellte mir, wie mir ihr Bruder schon draußen sagte, vor, daß es ihnen sehr gut gehe, und sie sich ein schönes Vermögen verdient hätten. Es war jedoch ganz anders. Ich bin nun seit dem 10. Juni bei ihnen, sie haben mir Arbeit und Verdienst gegeben und mich als Freund behandelt. Es tut mir wirklich leid, daß sie nicht weiter vorwärts sind.

Es war im letzten Sommer 8 Jahre, daß sie hier ankamen. Zuerst ließen sie sich im Städtchen nieder, Zacharias als Schmied, und Anton fand zu selben Zeit Verdienst genug, denn damals waren noch gute Zeiten, wo ein jeder nur einigermaßen gute Arbeiter bis zwei Dollar (pro Tag!) verdienen konnte, nebst Tisch und Logis. Die Schwester trat schon am zweiten Tag nach ihrer Ankunft in Dienst, Zacharias war der einzige Schmied im Städtchen und hatte, wie man mir sagte, sehr gute Geschäfte machen können. Die Schmiede lassen sich in Amerika sehr gut bezahlen. Für ein Paar Ochsen beschlagen habe er sich fünf Dollar (25 Franken) bezahlen lassen, und ebenso hoch die anderen Arbeiten. Wäre er nun bei seiner Profession geblieben, so könnte er jetzt ein schönes Vermögen besitzen. Aber es war ihm, wie es scheint, zu gemein. Er vernachlässigte es, fing an, im Land herum zu

reisen, hatte großartige Pläne und Spekulationen. Es ist soweit gekommen, daß er jetzt gar nichts mehr hat als ein Stück Land, von welchem er das letzte Jahr die ersten Erträge bekommen hat. Er ist jetzt ein Farmer (ein Bauer bei uns in der lieben Schweiz), hat ein schönes Stück Land, 40 Äcker, das wird ungefähr 150 Tschaveren machen.

Er hat aber noch nicht bezahlt und muß dem Staat, von welchem er kaufte, noch 10 % Zins geben. Es hat aber nur fünfzig Dollar gekostet. Dieses Land hat er jetzt verbessert und kultiviert, so daß es jetzt ca. 400 Dollar wert sein könnte. Er hat aber noch keine Kühe, keine Ochsen, keine Schafe, keine Hennen und keine Hütte und keinen Stall. Leider fehlt dem guten Zacharias noch sehr viel, aber ich hoffe, er bringt es doch noch etwas weiter. Der ältere Bruder Anton, bei dem ich im Sommer war, ist etwas besser daran. Er hat 120 Acker Land, ein Paar Ochsen, 2 Kühe, eine kleine Hütte, denn Haus kann man nicht sagen. Er hat angefangen, einen schönen Stall zu bauen, ist aber aus Mangel an Geld und wer weiß, ob auch aus Mangel an Kredit, nicht fertig geworden. Und doch hat dieser etwa vor 4 Jahren an einem Stück Land, für welches er keinen Cent ausgegeben hatte, 500 Dollar rein eingenommen. Seine Schwester, welche meistens dient und große Löhne hatte, hat ihm alles (zehn Dollar per Monat) gegeben, und (doch) hat er es noch nicht weiter gebracht, als daß er tüchtig schaffen muß, um sich so gut wie möglich durchzuhelfen. Die Schwester hat sich, kurz nachdem ich hierher kam, auch mit einem Farmer, einem Schwaben, verheiratet. Bei der Hochzeit ging es, wie in manchen anderen Fällen hier in Amerika, sehr leichtsinnig und unüberlegt zu. So steht es also mit den Gebrüdern Gartmann, von welchen Sie, meine liebe Frau Gondini, in Ihrem letzten Brief noch schrieben, daß sie sich ein schönes Vermögen erworben haben. So ist es noch manchem ergangen, von dem man daheim glaubte und sagte, sie haben es hier gut und haben sich Reichtum verschafft. Am Ende ist es nur Prahlerei und Großmeierei.

Es sind hier in diesem Tale etwa fünfzehn Bündnerfamilien, und gewiß keine einzige lebt in wahrer Freundschaft miteinander. Sie leben in diesem von Hügeln eingeschlossenen und drei Stunden langen Tale sehr unchristlich, arbeiten an den Sonntagen beinahe wie an den Werktagen. Ihr könnt nicht glauben, wie gleichgültig gegen alles Ordentliche, Schöne und Anständige die Menschen hier werden. Sie achten sich selber nicht und andere Leute noch viel weniger, überhaupt ihr Leben gleicht mehr dem tierischen als dem menschlichen. (. . .)

Seitdem die Schwester verheiratet ist, waren wir drei Eidgenossen allein, ich machte meistens den Koch und arbeitete auf dem Felde. Beide Brüder haben im Ganzen 600 Bushel, das macht 2400 Quartanen, Weizen und etwa 100 Bushel Hafer und Gerste geerntet. Die Frucht ist aber sehr billig. Der Bushel Weizen, also 4 Quart, kostet 60 Cents (1 Cent gleich 5 Rappen), Gerste 40 c, Hafer 20 c. So könnt Ihr Euch denken, daß die Farmer nicht gute Geschäfte machen können, weil auch mit Viehzucht nichts zu machen ist.

Morgen geht es wieder woanders, ich gehe nun, da ich hier für den Winter nichts verdienen kann, etwa vier Stunden von hier zu einem Prättigauer und werde für diesen Winter im Walde am Holz arbeiten. Ihr müßt Euch aber den Wald nicht so vorstellen wie in der Schweiz. Hier ist er ganz eben, wo gar keine Steine sind, und eine Viertelstunde von der Straße entfernt. Wir werden in diesem Wald in einer Hütte wohnen, denn wer kann, wohnt im Winter mit seiner Familie. Er wird neben mir auch noch andere Arbeiter anstellen, Zacharias kommt auch mit.

Neben uns leben zwei Brüder Conrad von Sils. Ich hoffe, zu guten Leuten zu kommen, der Mann soll ein guter Kerl sein, ich war letzthin bei ihnen und es hat mir gut gefallen. Ich hoffe nun, diesen Winter ordentlich verdienen zu können, und bin nun nicht mehr genötigt, das Wenige, das ich den Sommer hindurch verdient habe, wie die zwei vergangenen Winter verbrauchen zu müssen. Letzten Sommer war ich auch einmal bei Peter Polin,

wir verlebten einen sehr vergnügten und fröhlichen Tag, der Bruder von meinem Freund Fimian und die zwei Brüder Allemann von Tschappina waren auch bei uns. Fimian war nicht zufrieden, daß sein Bruder so töricht war und in den Krieg zog. Im Winter komme ich ganz in die Nähe von Polin zu wohnen, so daß ich ihn noch öfter sehen werde, auch Fimian und Allemann wohnen nicht weit davon auf dem Lande und sind Farmer. Polin und einem gewissen Tester von Rongellen gehört eine Handlung, mit der sie gute Geschäfte machen. Letzthin war auch Durisch von Mathon bei mir und hat mich eingeladen, ihn einmal zu besuchen. Auch den Fimian von Patzen habe ich diesen Sommer einmal gesehen, sie wohnen etwa vier Stunden von hier und sind ebenfalls Farmer, und so treffe ich hie und da bekannte Landsleute. Ich bin just etwa siebenzig Stunden von meinem lieben Bruder entfernt und habe von ihnen Nachricht erhalten, daß es ihnen immerwährend recht wohl gehe und daß sie sich glücklich und zufrieden fühlten. In ein paar Tagen erwarte ich seinen ältesten Sohn Johann Martin, er kommt diesen Winter in meine Nähe um Schule zu halten, was mir sehr lieb ist. Er hat es schon so weit gebracht, daß er englische Schule halten kann. Wäre dies nicht der Fall, daß ein Schullehrer Englisch verstehen und englischen Unterricht erteilen würde, ich würde mich im Winter auch auf's Schulhalten verlegen, denn die Schullehrer werden hier sehr gut bezahlt. Als Landschullehrer wäre ich auch noch geeignet, denn es wird nicht zu viel verlangt. (. . .)

Wenn einmal der lumpige Krieg vorüber ist, hofft man wieder auf bessere Zeiten. Aber mit diesem elenden Bubenkrieg ist es ein armes Geschäft. Es steckt nur eine elende Schwindelei und nichts als Unrecht und Betrug dahinter. Es ist der Regierung gar nicht drum, den Sonderbund und die Rebellen zu unterdrücken. Ich glaube, es ist ihnen mehr daran gelegen, das Land in ungeheure Kosten zu versetzen und sich und noch viele hohe Gestalten zu bereichern und die armen Soldaten hinschlachten zu lassen. Am Ende wird

doch nichts, auch gar nichts, herauskommen. Ich will mit diesem Krieg auf jeden Fall nichts zu tun haben.

Die hiesige Gegend ist nicht gerade schön, doch ziemlich interessant und sehr gesund, hat herrliches, gesundes Quellwasser, was man in Amerika selten trifft. Auch gibt es noch gutes, aber viel totliegendes Land. Wenn einer keine Landbreite eigenes Land hätte, so könnte man doch den ganzen Sommer durch eine ganze Herde Vieh halten, denn an Wasser fehlt es nicht, es ist noch viel ungekauftes Land, und das kann ein jeder, der hier wohnt, benutzen. Wenn man aus dem Vieh soviel lösen könnte wie in der Schweiz, so könnte man sehr gute Geschäfte machen, aber es ist sehr wenig Viehhandel hier, und dazu ist es noch billig. Butter ist auch sehr billig, die Leute halten wenig Vieh, obschon sie Weiden und Heu im Überfluß haben könnten. Freilich ist das Vieh bei weitem nicht so gut wie bei uns, ich glaube aber dennoch, daß man hier 30 bis 40 gute Kühe halten könnte.

Man könnte mit Käsen gute Geschäfte machen. Die Brüder Gartmann könnten auf ihrem Land für so viele Kühe Heu sammeln, und Weide wäre für den Sommer im Überfluß. So wintern sie jetzt sieben Stück Vieh, und das Übrige, das sie nicht brauchen, bleibt im Land stehen und geht verloren. Wenn ich in Zillis nur die Hälfte von 40 Acker hätte, also nur die Hälfte von Zacharias' Land, hätte ich genug, um gut leben zu können, und ich würde für einen reichen Bauern gehalten. Hier kann man so viel, wenn es noch nicht kultiviert ist, für 25 Dollar kaufen, seht wie wenig Wert das Land hier hat! Am meisten legen sich die Farmer hier auf Getreidebau fest, besonders wird sehr viel und schöner Weizen gepflanzt. Die hiesige Gegend ist sonst sehr wild, und im Winter soll es sehr kalt werden. Frühling soll es hier keinen haben, da es um die Frühlingszeit noch sehr rau und kalt sein soll. Und doch gedeihen die Früchte ziemlich gut, in den Sommermonaten ist aber eine große, beinahe unausstehliche Hitze, so daß die Früchte in zwei Monaten wachsen und auch reif werden. Leben tut man hier ziemlich gut, es gibt viel

Fleischiges, oder vielmehr Speckiges zum Essen, aber es schmeckt bei weitem nicht so gut wie in Zillis. (. . .)

Alma, Buffalo County 27. Januar 1863
Wisconsin, Nordamerika

. . . Eure mir so teuren lieben Briefe sowie die zwei Bücher habe ich durch Joh. Peter Fimian ganz in bester Ordnung empfangen . . . Nun will ich mit meiner amerikanischen Lebensgeschichte beginnen und Euch erzählen, wie es mir ergangen ist, seit meinem letzten Brief. Denselben schrieb ich, als ich von Gartmann wegging und hieher kam, um über den Winter, da keine bessern Aussichten vorhanden waren, in einem Walde am Holz zu arbeiten, und ich muß es sagen, daß ich im ganzen einen sehr angenehmen Winter verlebte. Verdienen konnte ich aber nur wenig, weil ich zuzeiten fürchterlich von Magenweh geplagt wurde, so daß ich oft bei zwei bis drei Tagen nicht arbeiten konnte, doch hatte ich mir mein sehr gutes Essen und überdies noch ein paar Dollars verdient. Es waren sehr gute Leute, bei welchen ich war. Von da kam ich dann anfangs März zu Polin. Er betreibt neben seiner anderen Handlung noch einen Weizenhandel und hatte über den Winter viel Weizen gelagert, weil die Dampfboote über den Winter auf dem Mississippi nicht laufen können, er friert zu. Diesen Weizen mußte ich dann verschiffen helfen. Ich war vier Monate bei ihm und hatte es ebenfalls sehr gut und war bei diesem Freund wie zu Hause. Während der Zeit, als ich bei ihm war, verheiratete er sich mit einem sehr braven, lebenswürdigen Mädchen. Es ist eine Tochter des Mannes, bei dem ich im Winter am Holz arbeitete, eine Bündnerin aus dem Prättigau, die aber schon als Kind mit ihren Eltern nach Amerika auswanderte. Sie ist nicht reich, hat dafür aber einen Schatz in ihrem Innern, ein gutes, edles Herz und ist die beste Seele von der Welt. Polin ist sehr glücklich mit ihr, und ich bin bei ihr so zu Hause, wie bei einer liebevollen Schwester. Von Polins kam ich zu einer gewissen Familie Wald, von Parpan

stammend, ungefähr eine Stunde von Polins entfernt auf's Land. Es war über die Heu- und Erntezeit. Ich mußte da auf dem Feld schaffen. Walds sind die besten Leute. Ich kannte sie schon früher, Vater und Mutter mit drei Söhnen und einer ledigen Tochter. Zwei von den Söhnen sind auch noch ledig, aber nicht mehr jung. Die verheiratete Tochter hat den Wieland Allemann von Tschappina zum Mann, welcher mit seinem jüngeren Bruder Joh. Peter nicht weit von da wohnt. Bei der genannten Familie Wald, von welcher ich so recht herzlich behandelt wurde, war ich im ganzen drei Monate. In der Ernte geht es sehr lebhaft zu. Die Frucht wird mit einer Maschine, welche von vier Pferden gezogen wird, abgeschnitten und so abgelegt, daß es eine Garbe gibt. Die Maschine fährt den ganzen Tag im Viereck herum und schneidet in einem Tag bis zehn Acker, ungefähr 40 Tschaveren. Hintendrein kommen sechs Männer, die das Abgeschnittene vorzu aufbinden und auf die Seite legen, wieder andere Arbeiter bringen es auf Haufen, und so erntet man in einem Tag ein großes Stück Land. Beim Dreschen geht es wieder sehr schnell, da wieder eine andere Maschine arbeitet, welche von zehn Pferden gezogen wird und mit welcher man in einem Tag, nebst fünfzehn Männern, die dabei beschäftigt sind, 400—500 Bushel (1600—2000 Quartanen) Frucht drescht. Da geht es ebenfalls sehr lebhaft zu. Ich war diesen Herbst auch drei Wochen bei einer solchen Maschine.

Mein Nepot Joh. Martin hatte zwei Pferde dabei, und für diesen ging ich mit seinen Pferden. Anfangs Dezember kam ich dann wieder hieher, wo ich vor einem Jahr im Winter war und arbeite wieder am Holz und bin im ganzen vergnügt und zufrieden, überhaupt, seitdem ich hieher gezogen bin. So oft ich mit meinen guten, lieben Landsleuten zusammenkomme, bin ich ein ganz anderer Mensch geworden. Ich bin jetzt sehr gerne in Amerika, da ich nun an einigen Orten so heimisch bin, wie bei Euch, meine lieben Freundinnen, und bei meinen Leuten zu Hause. Ich besuche regelmäßig alle vierzehn Tage meine liebe, gute Familie Wald, wo ich immer sehr freund-

lich und liebevoll empfangen werde und bleibe über Sonntag bei ihnen bis Montag Morgen. Manchmal tut es mir sehr weh, für diese kurze Zeit mich von diesen lieben Leuten zu trennen. Es kommen dann auch noch immer andere Bündner dazu, so daß wir bisweilen zehn bis zwölf Bündner hier zusammentreffen. Ach! wie manche fröhliche und angenehme Stunden verlebte ich in diesem Hause und hoffe, noch mehr zu erleben. Den Altjahr-Abend feierten ich und einige auch Ihnen bekannte Bündner. Wir hatten es sehr vergnügt und so angenehm, wie ich es mir nur wünschen konnte, alle so lustig und fröhlich, und wir feierten den Jahreswechsel als eine fröhliche, glückliche und sehr vergnügte Familie. Am Neujahr-Morgen besuchten wir zwölf Bündner Wieland Allemann und seine Frau.

Der junge Bruder Joh. Peter Allemann war auch bei uns. Gegen Abend kehrten wir wieder in unser liebes Haus zurück und feierten dann den Neujahr-Abend bis morgens vier Uhr. Wir haben auch viel gesungen, überhaupt singen wir sehr oft, wenn wir zusammenkommen. Es sind einige sehr gute Sänger unter uns, und wenn wir im Städtchen zusammenkommen, erregen wir Aufsehen. Mein Nepot Joh. Martin haltet schon den zweiten Winter hier in meiner Nähe Schule. Er hat einen sehr guten Platz und verdient in fünf Monaten 150 Dollars, 700 Franken. Er ist auch immer in unserer Gesellschaft. Vor einem Jahr kaufte er für sich und seine Eltern und Geschwister eine Heimat, sehr schönes Land, 120 Acker für 350 Dollars. Diesen Frühling will er es kultivieren und ein Haus darauf bauen und nächsten Sommer werden dann seine Leute hieher auf das Land ziehen. Joh. Martin ist der englischen Sprache ganz mächtig, und was er unternimmt, gelingt ihm; er ist ein sehr guter Sohn gegen seine Eltern. Den Geburtstag der lieben, teuren Marie habe ich nicht vergessen, aber ich hatte keinen geeigneten Platz, wo ich ungestört schreiben konnte, denn ich werde immer so aufgereggt, wenn ich von Euch Briefe erhalte und wieder an Euch schreibe, so daß ich ganz allein und ungestört sein muß. Wir haben aber doch Dir zu Ehren

gesungen, daß wir glaubten, es müsse in unsern lieben Schweizer Bergen widerhallen. Ver-
giß mich nicht, dann bin ich glücklich, wenn
mein Erdenlos bisweilen auch nicht das an-
genehmste zu sein scheint. Seitdem ich nun
lieber in Amerika bin, regte sich schon oft der
Gedanke in mir, mir nach und nach eine Hei-
mat zu gründen; denn das Herumwandern ist
doch sehr unangenehm und wird mir allmäh-
lich lästig. Ich möchte doch auch lieber be-
ständig und am gleichen Orte zu Hause sein,
da ich aber bis jetzt nicht glücklicher war und
mir beinahe nichts ersparen konnte, so muß
ich mich weiterhin gedulden und mir helfen,
so gut ich kann. Ich bin nun Gott sei Dank
hier nicht mehr so fremd. Wir hoffen auf
bessere Zeiten, wenn einmal der schreckliche
Krieg vorüber ist, aber dazu sind leider noch
gar keine Aussichten. Mit diesem miserablen
Krieg will es nun auch gar kein Ende neh-
men. Wie viele hundert und tausend Men-
schen werden hingeschlachtet und mußten ihr
Leben lassen, schrecklich opfern, und doch
geht es nicht vorwärts. Der Verrat ist zu groß,
und der Krieg wird nur von Schuften und
niederträchtigen Spitzbuben geleitet, die das
Volk für nichts und wieder nichts opfern, das
sonst so glückliche Land in Schulden stecken
und unglücklich machen und dabei nur ihr
eigenes Interesse im Auge haben. Ich mag
nicht weiter von dieser elenden Geschichte
sprechen. Ich denke, Ihr werdet in den Zei-
tungen diese schönen Heldentaten genug zu
lesen bekommen. Ein solcher Krieg muß noch
nie geführt worden sein. — Letzten Sonntag
kehrte auch Christoph Fimian aus dem Kriege
zurück. Er war eine Zeit lang unwohl und
mußte entlassen werden. Ach! wie froh ist er
nun, daß er los geworden ist, was hat er uns
erzählt, was die armen Soldaten auszustehen
haben. Wir Bündner bewillkommneten ihn
dann am Montag recht herzlich und feierten
seine Befreiung aus dem Kriege und hatten ei-
nen angenehmen Tag beisammen. Am Montag
Morgen vernahmen wir, daß er bei Polin an-
gekommen sei. Ich war gerade auf Besuch bei
Walds, wo sein mittlerer Bruder auch wohnt,
da wurde gleich eingespannt und abgefahren,

um den Kriegsheld zu bewillkommen und
ihm zu seiner Befreiung Glück zu wünschen.
Ihr hättet nun einmal sehen sollen, wie wir
das ganze Städtchen in Bewegung brachten.
Alles wollte bei uns sein und uns mit Bier
traktieren. Wein hat man hier leider keinen,
man muß sich mit Bier begnügen. Wir konn-
ten nicht los kommen bis spät in die Nacht
hinein. Wir hatten zweimal die Pferde einge-
spannt und wollten heimfahren, aber beide-
male wurden sie uns wieder ausgespannt, und
wir mußten bis spät in die Nacht bleiben. Für
einstweilen wird Fimian nun hier bei Polin
und seinem Bruder bleiben. Von Geschäfts-
anfang kann jetzt bei diesen schlechten Zeiten
keine Rede sein, daran ist jetzt nicht zu den-
ken. Joh. Peter Fimian ist auch beim Polin. Er
hat letzte Woche Briefe von Zillis, von Am-
mann Marchion erhalten, mit ziemlich vielen
Neuigkeiten, z. B. daß Pfarrer Liver die Pfarrei
wegen Krankheit aufgesagt habe. Von andern
Schamsern, als von denen, die sich in hiesiger
Gegend aufhalten, habe ich schon lange nichts
mehr gehört. Ich denke, viele davon werden
auch im Kriege sein. Mich hat es noch nie ge-
lüstet, und ich werde auch keine Lust dazu
bekommen, in den Krieg zu ziehen. Anton
Gartmann ist vor ungefähr drei Wochen im
Militärspital gestorben. Geld hat auch ihn ver-
blendet, er ging für einen andern in den Krieg
und starb nicht lang nach seiner Abreise aus
der Heimat im Spital in Madison.

Ich bleibe nun für einstweilen in hiesiger
Gegend. Auf das Frühjahr wird sich schon
wieder etwas für mich geben, daß ich etwas
verdienen kann. Die Gegend hier ist so ziem-
lich die gleiche, wie bei Gartmanns, welche
ich Euch vor einem Jahr schilderte, nur, daß
es hier im Sommer lebhafter ist wegen der
vielen großen Dampfboote, welche auf dem
Mississippi hin und her fahren. Dieses Jahr
haben wir einen ziemlich unangenehmen Win-
ter, keinen Schnee, auch nicht kalt, dagegen
aber sehr viel Regen und nasse, ungesunde
Witterung. Hier in dieser wilden Gegend hät-
ten wir um diese Zeit gerne einen tüchtig
kalten Winter. Holz hat man genug, daß man
einheizen könnte und Fleisch und Speck auch,

um den Magen tüchtig zu erwärmen. Fleisch und Brot sind sehr wohlfeil. Ein fettes, ja sehr fettes Schwein ohne Eingeweide kauft man das Pfund für 2½ Cents (12 Rappen) und Rindfleisch ebenso, hingegen ist alles andere schrecklich teuer, besonders die Kleider. Für 100 Franken kauft man nicht viel Kleider. Diesen Winter habe ich schon ziemlich viel Wurstiges gegessen, besonders übers Neujahr, und allemal, wenn ich zu Walds gehe, esse ich Würste bei ihnen, und dann packen sie mir

noch immer ein paar gute Schüblinge zum Mitnehmen ein.

Schreibt mir doch recht bald, ich bitte sehr herzlich dafür, auch etwas vom Sängerefest in Chur. Mein Bruder Christian hat mir zwar etwas geschrieben, aber wie es seine Mode ist, nur sehr wenig. So lebt denn wohl und empfanget viele, viele herzliche Grüße von Eurem Euch immer liebenden, nie vergessenden und stets dankbaren Freund
Leonhardy

Verlassenheit

Wenn blau der ziehende Abend ins Zimmer hängt,
Wenn bittere Tränen über die Wangen rinnen —
Wenn Erinnerungsschatten im Spiegel weinen —
Dann bin ich verlassen.

Wenn neu der Tag steigt ohne Zeichen von dir,
Wenn Musik klagt ohne Klang und Farbe —
Wenn Bücher anklagen ohne Wissen warum —
Dann bin ich verlassen.

O Welt, drehst du dich weiter rund jeden Tag?
O Mensch, kannst du atmen — so voller Sehnsucht?
O mein Du, wo bist du, fern von mir?
Bist du auch so verlassen?

Lilly Bardill-Juon